gen zum zweiten Arbeitsmarkt, ABM sowie zur 249h-Umschulung und Ausbildung. Diese Anmerkungen fand ich in Ordnung.

Herr Vorsitzender, ich würde dann gleich die organisatorischen Maßnahmen weiter besprechen. Wir schließen nahtlos an. Frau Kollegin Kurzhals, Sie werden jetzt hier den Vorsitz im Podium übernehmen, und dann geht es weiter bis 20.00 Uhr mit den Auswirkungen des Transformationsprozesses auf die Lebenswirklichkeit in den neuen Bundesländern.

Ihnen, Herrn Minister, noch einmal herzliches Dankeschön und alles Gute in Zukunft.

Vorsitzender Siegfried Vergin: Meine Damen und Herren, ich darf Frau Monika Schlegelmilch, Frau Dr. Sabine Schenk und Frau Beyer, Mitglied des Landtags Mecklenburg-Vorpommern, bitten, zu uns nach vorne zu kommen, damit wir die Thematik „Auswirkungen des Transformationsprozesses auf die Lebenswirklichkeit in den neuen Bundesländern, Folgen des Wandels von Arbeitsmarkt und Sozialordnung insbesondere für Frauen, Jugendliche, Ältere und Behinderte“ fortsetzen können. Frau Christine Kurzhals, Abgeordnete des Deutschen Bundestages, ist am Nachmittag für die Moderation zuständig.

Ich darf Sie, meine Damen, herzlich begrüßen.

Gesprächsleiterin Abg. Christine Kurzhals (SPD): Schönen Dank Herr Vorsitzender. Wir sind jetzt in der Situation, daß endlich einmal ein ganz anderes Bild auf dem Podium zu sehen ist. Wie ich es so sehe, zeigt sich ein etwas attraktiveres Bild. Vielleicht wird es dadurch etwas bunter.

Das Thema ist wirklich sehr aktuell. Alles was mit Frauen, mit Jugend, mit älteren Menschen in unserer Gesellschaft zu tun hat, wurde zu einem Dauerbrenner in den letzten Jahren. Es sind wirklich interessante Referate, die im folgenden gehalten werden. Jeder Referent hat nur 15 Minuten zur Verfügung. Ich möchte bitten, daß jede Referentin sich einmal kurz vorstellt und dann sofort zum Thema kommt. Ich gebe Ihnen das Wort, Frau Monika Schlegelmilch.

Monika Schlegelmilch: Meine Damen und Herren, ich bin gebeten worden, zum Thema „Folgen des Wandels von Arbeitsmarkt und Sozialordnung für Frauen“ zu sprechen. Meine Ausführungen werden den Lebensbereich betreffen, in dem ich mich bewege. Dazu gehört, daß ich Ihnen ein paar Daten über meine Person mitteile.

Mein Name ist schon genannt worden, Monika Schlegelmilch, ich bin Jahrgang 1943, bin von Haus aus Buchhändlerin und Pfarrerin. Ich habe viele Jahre in der Stadtmissionsbuchhandlung in Halle als stellvertretende Buchhandlungsleiterin gearbeitet, habe in der Stadtmission gelebt und habe dort auch die DDR und die Kirchensituation sehr konkret an mir, an meiner Familie und an meinen Kindern gespürt.

Ich habe vier Kinder, vier Enkelkinder, bin geschieden und leite seit 1990 die Evangelische Stadtmission Halle e.V. Dies ist eine Einrichtung, die zum Spitzenverband des Diakonisches Werkes gehört und die auch ein freier Träger ist. Danach ist vorhin gefragt worden, und ich möchte ergänzend zu der Diskussion von vorhin sagen, daß ich als alleinerziehende Frau auch auf 100 % Beschäftigung angewiesen bin.

Ich habe hervorgehoben, daß meine Ausführungen den Lebensbereich betreffen, in dem ich mich bewege, sie sind also schlaglichtartig zu verstehen und sicher nur punktuell zu verallgemeinern.

In einem ersten Teil werde ich Ihnen an Beispielen aus meinem persönlichen Bereich, aus dem Arbeitsbereich Evangelische Stadtmission Halle e.V. und aus Gesprächen mit Frauen Situationsbeschreibungen vorlegen. In einem zweiten Teil versuche ich, die Situation vor und nach 1990 für ostdeutsche Frauen verallgemeinernd darzustellen. In einem dritten Teil präsentiere ich Ihnen einige Schlußfolgerungen.

Ich komme jetzt zur Situationsbeschreibung und damit auch zu meinen persönlichen Erfahrungen. Die Wende hat in meinem persönlichen Leben eine große Bedeutung gehabt. Im Spannungsfeld Abbruch und Aufbruch haben sich durch meine Scheidung und durch die Leitungsübernahme in der Stadtmission Halle einschneidende Veränderungen ergeben. Als alleinerziehende Frau und in Leitungsposition, habe ich meinen Platz in der Gesellschaft neu bestimmen müssen. Die Wende hat mir die Möglichkeit gegeben, mich frei zu äußern, aus vorgegebener Sprache und gemaßregelten Definitionen meine eigene Individualität zu finden und zu leben. Ich konnte Wege gehen, die mir Freude machen, Weichen stellen, die ich für richtig hielt.

Die Aufbruchstimmung im Osten war für mich eine große Chance. Gleichzeitig habe ich Erfahrungen mit dem „Westen“ gemacht, die atemberaubend waren.

Eine meiner ersten geschäftlichen Verhandlungen in meiner Leitungsposition mit einem führenden Mann der Westdiakonie brachte mir Ehrungen zum Abschied ein, wie ich sie als DDR-Frau nie gewohnt war: Tiefe Verbeugung und „gnädige Frau“ und dann kam zum Abschied der Satz: „Aber nun stellen Sie mir bitte einen richtigen Verhandlungspartner zur Verfügung. Ich verhandle nur mit einem Mann.“

Das, meine Damen und Herren, sind in aller Kürze meine Erfahrungen mit der Wende. Hohe Chance auf Individualität, Möglichkeiten, Leben neu und gut zu gestalten und gleichzeitig die große Gefahr, daß Weiblichkeit scheinbar geehrt wird und gleichzeitig in Belanglosigkeit abzusinken droht.

Für meine 30-jährige Tochter hat die Wende das Aus für ihren Beruf gebracht. Der Abschluß als Veterinäringenieurin an einer Fachschule wurde nicht anerkannt. Eine zweite Ausbildung als Hebamme konnte sie mit mir, sie hatte schon ein Kind, gut abschließen. Lückenlos ist sie dann in die Arbeitslosigkeit

gegangen. Sie lebt in einem funktionierenden Familienverbund und ist deshalb sozial abgesichert.

Meine Mutter, Rentnerin, verwitwet, eine sehr stolze Frau, die ein Leben lang schwer gearbeitet hat, hat es nie verkraftet, daß sie dann kurz nach der Wende, nach hartem Arbeitsleben, eine so kleine Rente bekommen hat, daß sie auf Sozialhilfe angewiesen war.

Ich komme jetzt zum Arbeitsbereich der Ev. Stadtmission Halle. Sozialhilfe war demütigend für DDR-Frauen. 79,73 % der insgesamt 153 Mitarbeiter der Stadtmission sind weiblich. Davon sind, außer mir, zwei Frauen in leitenden Positionen von insgesamt acht leitenden Mitarbeitern. Diese zwei Frauen sind alleinlebend und alleinerziehend. Sie haben nach der Wende zusätzliche Qualifikationen nachweisen müssen. Ihr Arbeitsvolumen geht, wie bei allen leitenden Mitarbeitern, über das einer 100 %igen Beschäftigung hinaus. Beide lieben ihre Arbeit. Beide sind am Rande ihrer Möglichkeiten, und es setzt sich so die resignative Erkenntnis durch: Alleinerziehende Frauen können eine Leitungstätigkeit nicht durchhalten.

In der offenen Arbeit der Stadtmission werden Frauen in sozialer Problematik begleitet. Der überwiegende Teil dieser Frauen ist alleinerziehend. Zu DDR-Zeiten war die Alleinerziehende sozial absolut gesichert. Die ihr zustehenden Leistungen bekam sie „automatisch“. Mit der Wende kam für viele Arbeiterinnen bei uns – vor allem in der Chemieregion – der Verlust des Arbeitsplatzes. Parallel dazu verteuerten sich Miete und Heizkosten. Das Arbeitslosengeld reichte nicht bzw. die Frauen konnten mit dem wenigen Geld nicht umgehen. Die Unwissenheit über das soziale Sicherungssystem und die DDR-Erfahrungen, ich habe ja Kinder, mir passiert nichts, brachten Verschuldungen. Staatliche Zuschüsse wie Wohngeld, Kindergeld und Unterhalt werden nicht beantragt. Hilflosigkeit, Scham, Verdrängungsmechanismen lassen häufig Alleinerziehende – in der DDR sozial abgesicherte Frauen – in Armut geraten. Sie haben ohne Begleitung kaum die Chance, jemals wieder ein „normales“ Leben zu führen. Wir haben in der Sozialarbeit die Erfahrung gemacht, daß bei Frauen die Schamgrenze höher liegt, als bei Männern. Sie suchen gar nicht oder sehr spät aus eigenem Antrieb Beratungsstellen auf. Es ist aber auch so, daß Frauen stärker sind. Sie schaffen den Abstieg viel langsamer als Männer es schaffen.

Noch einige Bemerkungen zum Arbeitsbereich Ev. Stadtmission Halle. In meiner Tätigkeit als Leiterin einer Einrichtung bin ich Arbeitgeberin. In dieser Funktion bekomme ich Züge von Frauenfeindlichkeit. Bei Einstellungsgesprächen kann ich mich folgenden Gedanken nicht entziehen: Hat die Bewerberin kleine Kinder? Besteht die Möglichkeit einer Schwangerschaft? Bei welchem Lebensalter ist welche Vergütung verbindlich? Ich schäme mich dieser Gedanken, aber meine eigene Geschichte und meine Identifikation mit den Bewerberinnen schützt uns vor Konsequenzen. Gut, daß ich als Frau in dieser Leitungsposition bin.

In Vorbereitung auf diese Anhörung habe ich Frauen befragt, welche Veränderungen die Wende für sie gebracht hat. In fast jedem Gespräch kam die Feststellung, daß in der DDR alles geregelt war. Die Bereiche, in denen gelebt, gearbeitet und gepflegt wurde, waren bestimmt, vorgeschrieben und abgesichert. Eine Journalistin erzählte mir, daß sie „Auslaufmodell“ sei. Frauen seien nicht erwünscht und solche mit „sozialer Ader“ schon gar nicht. In Ihrer Arbeitsgruppe, die überwiegend aus jüngeren Frauen besteht, gab es seit der Wende keine Schwangere. Finanzielle Probleme und Angst vor Arbeitsverlust sind die Gründe. Bei möglichen Kündigungen wird sie als Frau betroffen sein, weil sie einen arbeitenden Mann hat.

In einem anderen Gespräch erfuhr ich, daß es Frauen im Bankgeschäft besonders schwer haben. Sie sind dem Mobbing ausgesetzt.

In einer Gruppe krebskranker Frauen bekam ich als Rückmeldung: Die Ambulanzen fallen alle weg. Wo sind dann die Ärzte unseres Vertrauens? Aber auch die Rückmeldung: In unserer Alltagsbewältigung ist vieles leichter geworden.

Zwei Mitarbeiterinnen unserer Einrichtung berichten über ihre Arbeitsunsicherheiten. Sie waren zu DDR-Zeiten Mitarbeiterinnen im Einzelhandel und in einem Projektierungsbüro – beides frauentypische Bereiche. Beide Bereiche haben geschlossen. Übrig geblieben sind Frauen ohne jegliche Berufschancen und anerkannte Berufsabschlüsse. Sie sagen mir, wenn Sie jetzt zu mir sagen, wir können Sie nicht mehr brauchen, Sie haben nicht den entsprechenden Berufsabschluß, können wir nichts machen. So existieren große Unsicherheiten.

Ich komme zum zweiten Teil meines Vortrages: Frauen vor und nach der Wende. Aus den Beispielen und Befragungen geht hervor, daß „Arbeit“ vor und nach der Wende einen sehr hohen Stellenwert hatte bzw. hat.

In der DDR gab es für Arbeitsbummelei Gefängnisstrafen. Es war selbstverständlich, daß Männer und Frauen arbeiteten. Der Mensch schien sich über den Wert Arbeit zu definieren, Arbeit hatte gesellschaftlich höchste Priorität. Ihr ordnete sich das Leben unter.

Wie der Mensch in den Arbeitsprozeß einzugehen hatte, war staatlich verordnet. Rollenklischees schienen aufgelöst zu sein. Mädchen und Frauen entdeckten ihre große Begabung und Freude an technischen, auch an körperlich schweren Berufen.

„Frau“ „durfte“ aus ihrem Hausfrauendasein ins volle Berufsleben einsteigen. Sie war so „stark“, daß sie Familie, Haushalt, Beruf miteinander bewältigte. Höchste Ehren bekam die Frau in leitenden technischen Berufen, wenn sie außerdem dem Sozialismus Kinder schenkte und dem Mann eine starke Partnerin war.

Das morgendliche und abendliche Bild auf den Straßen sprach Bände. Müde und nervöse Frauen mit Kindern an der Hand und Einkaufsbeuteln hetzten nach Hause. Aber es war alles (an)geordnet. Sprachlich einheitlich definiert.

Die Kinder ganztags billig versorgt, der Arbeitsplatz sicher, die Poliklinik um die Ecke. Die Frau hatte zu funktionieren – auch in der staatlich verordneten Emanzipation. Frauen, die aus dieser Ordnung ausstiegen und wegen der Kinder zu Hause blieben, waren schwach und wurden belächelt. Außerdem wurden Kinder in Kinderkrippen besser gefördert als zu Hause, das war die These des Staates, der damit auch sein Bildungsmonopol untermauert hat. Der Wert „Arbeit" stand höher als Familie, als Kinder, höher als der Wert „Frau". Die Frau fragte nicht: Was will ich als Frau wirklich? Sie ließ sich sagen, wie „Frau" zu sein hatte.

Mit der Wende wurde diese Lebensform sehr schnell zerstört. Frauen sind zuerst und am meisten von Entlassungen betroffen. Frauentypische Bereiche wurden geschlossen, respektive reduziert – notwendiger Weise. Berufsfelder werden wieder „bereinigt": Journalismus, Banken, Ingenieure, auch Privatisierungen und das Baugewerbe. Bei zwei Verdienern bleibt selbstverständlich die Frau zu Hause und arbeitet dort umsonst.

Die DDR-Frau, für die Arbeit höchste Priorität hatte, hat keinen Boden mehr unter den Füßen.

Eine große Gruppe von Frauen hat nicht aufgegeben. Sie machen Umschulungen. Diese Frauen sind täglich auf Stellensuche, sie lassen sich beraten.

Nicht wenige Frauen können mit der plötzlichen Leere in ihrem Leben nicht leben. Beziehungsprobleme, Krankheit, Sucht können die Folgen sein.

Frauen, die noch im Berufsleben stehen, werden wieder hart gefordert. Ihnen droht der Absturz in belanglose Weiblichkeit. Oder sie müssen in aller Härte „ihren Mann stehen". Die wirtschaftlichen Zwänge, unter denen jeder Betrieb steht, lassen Rücksichten auf Kinder und auf die objektive Belastbarkeit der Frau nicht zu.

Die sozialen Absicherungen, die Müttern gegeben werden, – Kindertagesstätten sind ausreichend vorhanden – werden oft aus Angst nicht genutzt, der Erziehungsurlaub nicht ausgeschöpft. Die überwiegende Zahl der Frauen in Ostdeutschland wollen arbeiten und nicht zu Hause bleiben. Die Frau nach der Wende ist verunsichert, sie hat Angst, sie wünscht sich an vielen Stellen die DDR zurück. Sie ist zornig, wie wieder mit ihr umgegangen wird, sie muß jetzt fragen: Was will ich, Frau?

Ein paar wenige Schlußfolgerungen: Die deutsche Einheit hat zwei unvergleichbare Systeme zueinandergebracht. Die Menschen, die in der DDR erwachsen wurden, alt wurden, gelebt haben, sind geprägt von einem zentral verwalteten und verordneten Leben. Von Sprache, über Erziehung, soziale Sicherheit, über Werte bis zur Freizeitgestaltung war alles geregelt, staatlich vorgegeben, ja verordnet. Das Leben war übersichtlich, es war berechenbar. Wer diese Verordnungen akzeptierte, konnte sich gut orientieren. Dieses verordnete, angeordnete Leben hat psychische Folgen hinterlassen und neue Her-

ausforderungen mit sich gebracht. Eine besonders gefährdete Gruppe in der Bewältigung der neuen Situation sind die Frauen.

In meinem Lebensbereich erlebe ich Frauen, die auf Grund ihrer sozialen geistigen und persönlichen Unversehrtheit ihr Leben individuell und selbstbewußt neu bestimmen können. Ich erlebe auch Frauen in einem schweren Veränderungsprozeß, deren Kräfte und Möglichkeiten erschöpft sind. Denen Hilfestellungen verweigert werden, denen es droht – ob sie wollen oder nicht – die unbezahlte Hausfrauenrolle zugewiesen zu bekommen oder unterqualifiziert zu arbeiten (alleinlebende Frauen), um Familie und Beruf miteinander zu „vereinbaren". Und dann erlebe ich Frauen, denen Arbeits- und Beziehungsverlust und der Verlust des staatlich geordneten Lebens keine Chancen mehr einräumt.

Ich erlebe den Wert der Frau vor und nach der Wende gering geachtet. „Frauengerechte" Politik soll Vergangenes aufarbeiten, muß Gegenwärtiges unter Beteiligung von Frauen kritisch analysieren, wird sich aber zwingend einer Wertediskussion überhaupt stellen müssen.

Gesprächsleiterin Abg. Christine Kurzhals (SPD): Ich danke Ihnen, Frau Schlegelmilch, für das sehr offene und auch sehr persönlich geführte Referat. Ich möchte jetzt gleich an Frau Dr. Schenk, Universität Halle, weitergeben.

Dr. Sabine Schenk: Vielen Dank, Frau Kurzhals. Meine Damen und Herren, Frau Kurzhals hat ja schon meinen jetzigen Aufenthaltsort genannt. Ich bin Soziologin und arbeite zur Zeit an der Martin Luther Universität Halle und werde dort die nächsten vier Jahre Zeit haben, eine Habilitationsschrift anzufertigen. Meine Promotion habe ich an der Humboldt-Universität Berlin angefertigt und dort auch 1990 verteidigt. In der Zeit dazwischen habe ich die letzten vier Jahre bei der Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern gearbeitet. In diesem Zusammenhang habe ich mich auch – neben anderen Themen – mit der Situation von Frauen in den neuen Bundesländern beschäftigt. Ich habe für diesen Vortrag eine Reihe von Folien angefertigt, die wir hier leider nicht sehen können. Es ist aber die Tischvorlage als Kopie angefertigt worden, und diese Übersichten (Hinweis: Tabellen und Abbildungen in Anlage 2) stehen Ihnen jetzt mit diesem Redemanuskript zur Verfügung.

Ich bin aufgefordert worden, als Soziologin über die veränderten Lebenswelten von Frauen in den neuen Bundesländern im Zuge des Transformationsprozesses zu berichten. Sie werden merken, daß sich meine Ausführungen etwas von dem Bericht von Frau Schlegelmilch absetzen und unterscheiden. Dies bedeutet jedoch nicht, daß meine Ausführungen grundsätzlich einen Gegensatz zu Frau Schlegelmilchs Vortrag darstellen. Für die Facetten, die zu diesem Thema in Betracht zu ziehen sind, sind meine Ausführungen vielleicht auch sehr nützlich.

Gestatten Sie mir zunächst eine kurze Rückbesinnung auf die Erwartungen und Befürchtungen, die zu Beginn des Transformationsprozesses hinsichtlich der anstehenden Veränderungen in den Lebenswelten ostdeutscher Frauen formu-

liert wurden. In einer sehr vereinfachten und hier bewußt zugespitzten Form ließen sich damals wohl zwei Grundpositionen unterscheiden, die beide gleichermaßen plausibel waren und auf ernstzunehmenden Argumenten beruhten:

Da war zunächst eine eher pessimistische Position, die sehr schnell die Verdichtung von Beschäftigungsrisiken und die massive Abdrängung von Frauen aus dem Erwerbssystem und darüber hinaus das rasche Abschmelzen des in der DDR (im Vergleich zur Bundesrepublik) in verschiedensten Lebensbereichen konstatierten „Gleichstellungsvorsprungs", wie Herr Geißler es formulierte, befürchtete.

Es gab weiterhin eine eher optimistische Position, die vor allem die Befreiung ostdeutscher Frauen von dem „Zwang der real-sozialistischen Vollerwerbstätigkeit" und insbesondere der damit verbundenen erheblichen Doppelbelastung durch Berufs- und Familienpflichten betonte. Die Anhänger dieser Position erwarteten, daß eine Reihe von Frauen, vor allem von Müttern, die neuen Wahlmöglichkeiten nutzen und sich erleichtert vom Arbeitsmarkt zurückziehen bzw. ihre Erwerbsbeteiligung erheblich reduzieren würden. Parallel dazu wurde auch angenommen, daß die nun möglich und wahrscheinlich gewordene Ausweitung der Dienstleistungsbereiche in Ostdeutschland neue und attraktive Berufsfelder für Frauen bereitstellen wird. Also ähnlich wie die Tertiarisierungsschübe in den 70er Jahren in der Bundesrepublik.

Denkt man nun heute, sieben Jahre später darüber nach, welche Position den zu beobachtenden Auswirkungen des Transformationsprozesses auf die Lebenswirklichkeit von Frauen in den neuen Bundesländern näher war, so ist die Entscheidung scheinbar schon gefallen und kumuliert in der These von den „ostdeutschen Frauen als die Verliererinnen der Wiedervereinigung". Diese These hat sich relativ rasch und auch sehr hartnäckig in den politischen Diskurs eingemischt und diesen auch geprägt und ist vielen bereits zur unverrückbaren Gewißheit geworden. Um es gleich vorweg zu sagen: Mir selbst ist diese These zu pauschal und in ihrer Perspektivaussage auch etwas zu voreilig. Gleichwohl ist unbestreitbar, daß sie sich leider auf bedrückende und problematische Befunde stützt.

Dazu gehört ganz sicher die krisenhafte Entwicklung des Arbeitsmarktes, in der ostdeutsche Frauen mit erheblich höheren Beschäftigungsrisiken konfrontiert sind als Männer. Ich möchte dies beispielhaft an einigen Punkten verdeutlichen. Wenn Sie jetzt einen kurzen Blick auf die Übersicht 1 werfen würden, kann man dort relativ gut erkennen, daß die noch Ende der 80er Jahre sehr ähnliche alterspezifische Erwerbsbeteiligung von Männern und Frauen in Ostdeutschland sich in den letzten Jahren deutlich auseinanderentwickelt hat und heute eine verblüffende Ähnlichkeit zu den Mustern aufweist, die wir aus Westdeutschland kennen: Frauen sind insgesamt in geringerem Maße beschäftigt und ihre Erwerbsbeteiligung bricht ca. 5 Jahre früher ab als die der Männer, also schon im Alter ab 50 Jahre. Geschlechtsspezifisch gegenläufige Tendenzen zeigen sich vor allem in der Gruppe der 25-35jährigen. Während Männern dieser Gruppe eine gute Verstetigung im Erwerbssystem gelingt, schnei-

den die Frauen dieser Altersgruppe vergleichsweise schlecht ab: Der Rückgang ihrer Erwerbsbeteiligung und ihr Arbeitslosenanteil gleicht dem der älteren Frauen.

Wenn Sie jetzt die Übersicht 2 betrachten, erkennen Sie ein paar Zahlen zu den neusten Anteilen von Frauen im Erwerbsleben und in anderen Statusgruppen. Dort kann man erkennen, daß der Frauenanteil an den Erwerbstätigen in Ostdeutschland sich von ca. 50 % im Jahr 1989 auf rd. 44 % (1996) reduziert hat. Gleichzeitig fällt ihr Anteil an den Arbeitslosen mit 60 % überproportional aus, und die Arbeitslosenquoten von Frauen ist mit rund 20 % fast doppelt so hoch, wie die der ostdeutscher Männer. Diese Entwicklung resultiert allerdings weniger daraus, daß Frauen in stärkerem Maße von Entlassungen betroffen waren oder sind, sondern vor allem aus den erheblichen Schwierigkeiten von Frauen, nach dem Verlust des Arbeitsplatzes oder einer Erwerbsunterbrechung z. B. wegen Kinderbetreuung, wieder eine neue Beschäftigung zu finden.

Langzeitarbeitslosigkeit in den neuen Bundesländern ist dann auch ein hauptsächlich weibliches Phänomen und Problem. Von den Personen, die bereits länger als ein Jahr arbeitslos sind, sind ca. zwei Drittel Frauen; dieser Anteil erhöht sich auf rd. drei Viertel, wenn die Arbeitslosigkeit bereits länger als zwei Jahre dauert.

Frauen gelingt es also vor allem dann erwerbstätig zu bleiben, wenn sie einem Arbeitsplatzverlust entgehen können, während Männern in stärkerem Maße Wiedereinstiege möglich sind – auch in die vormals als frauentypisch geltenden Erwerbsfelder der Dienstleistungsarbeit. Wie Auswertungen auf der Basis des Soziökonomischen Panels (SOEP), einer repräsentativen und jährlich durchgeführten Bevölkerungsbefragung in Ost- und in Westdeutschland zeigen, müssen Frauen dabei häufiger als Männer berufliche Abstiege in Kauf nehmen, um überhaupt in Beschäftigung verbleiben zu können. In den Jahren von 1990 bis 1994 betraf das ca. 30 % der 1994 berufstätigen Frauen im Vergleich zu 22 % der berufstätigen Männer.

In der Tat konnten Männer in überdurchschnittlichem Maße von den Personalzuwächsen im Dienstleistungsbereich profitieren – zu Lasten von Frauen. Den Frauen bieten sich bei der Suche nach einer neuen Beschäftigung fast ausschließlich im tertiären Sektor Beschäftigungsmöglichkeiten. Andere Bereiche stehen fast nur noch für Männer offen. Für die geschlechtsspezifische Branchen-Neuordnung der letzten Jahre lassen sich folgende Entwicklungen zusammenfassen: In der DDR frauendominierte Branchen werden zu Mischbranchen: Das betrifft den Handel, die Banken und die Versicherungen, aber auch andere Dienstleistungen. Mischbranchen werden zu tendenziell männerdominierten Branchen: Dazu gehören die Landwirtschaft, das verarbeitende Gewerbe, Verkehr, Bahn und Post. Traditionell männertypische Branchen schließen sich noch weiter gegen Frauenerwerbstätigkeit ab. Das betrifft den Bergbau und die Energie, die Bauwirtschaft, die Metall- und Elektroindustrie.

Trotz dieser Entwicklung bleibt meiner Ansicht nach hinsichtlich der „Verliererinnen-These“ Skepsis angebracht.

Verläßt man nämlich die ostdeutsche Perspektive des Vorher-Nachher-Vergleichs, dann stellt sich die aktuelle Situation – zwar nicht unproblematisch – aber zumindest weniger dramatisch dar: In den zurückliegenden Jahren des drastischen Beschäftungseinbruchs in Ostdeutschland ist es immerhin 47 % der 18-59jährigen Frauen gelungen erwerbstätig zu bleiben oder zu werden, und ihr Anteil an den Berufstätigen liegt weiterhin über den westdeutschen Vergleichwerten.

Auch die überdurchschnittliche Betroffenheit aller Frauen von Arbeitsmarktrisiken läßt sich empirisch nicht bestätigen. Die auf die Ausweitung des Dienstleistungssektors gerichteten Hoffnungen als Wachstumsfeld qualifizierter Berufsarbeit für Frauen haben sich zwar nicht in erwartetem Maße bestätigt, detailliertere Analysen verweisen aber darauf, daß z. B. hochqualifizierte Frauen mittleren Alters in den Dienstleistungsberufen, z. B. Lehrerinnen oder Ärztinnen, sogar bessere Beschäftigungschancen hatten als Männer.

Salopp formuliert könnte man also sagen: So problematisch die Entwicklung auch ist, vor allem natürlich für die Betroffenen selbst – die aktuelle Lage ist eigentlich besser als die Stimmung. Allerdings wäre auch dies wiederum zu kurzschlüssig, gilt es doch auch hier, die Betroffenen als Expertinnen ihrer eigenen Situation ernst zu nehmen. Zu fragen bleibt also nach den Gründen dafür, daß im öffentlichen Diskurs die negativen Wahrnehmungen so deutlich und so dauerhaft dominieren.

Ein Grund ist sicherlich in der nach wie vor außerordentlich hohen Erwerbsneigung und -bereitschaft ostdeutscher Frauen zu sehen und in den damit verglichen nun allerdings sehr schlechten Realisierungschancen dieser Bereitschaft. Der freiwillige Rückzug von Frauen aus dem Berufsleben ist nur marginal ausgefallen, hat quasi nicht stattgefunden. Auch daß die hohe Arbeitslosigkeit von Frauen sich zu einem Gutteil als „Mitnahmeeffekt“ erweisen könnte, der aus erworbenen Ansprüchen an die sozialen Sicherungssysteme, also konkret der Arbeitslosenversicherung resultiert, und mit Auslaufen dieser Ansprüche sukzessive verschwinden wird, ist eine unrealistische Annahme. Neun von zehn nichterwerbstätigen Frauen in den neuen Bundesländern wollen so schnell wie möglich wieder eine Beschäftigung aufnehmen – selbst Frauen mit kleineren Kindern. Damit ist der Erwerbswunsch der nichtbeschäftigten ostdeutschen Frauen nicht nur deutlich höher als der der vergleichbaren westdeutschen Frauengruppe, sondern entspricht in etwa dem ost- wie westdeutscher Männer. Die mit der Ausdehnung des Geltungsbereiches der bundesdeutschen Arbeits- und Sozialordnung in den neuen Bundesländern zur Verfügung stehende Alternativrolle als Hausfrau und Mutter erfreut sich bislang in Ostdeutschland keiner großen Beliebtheit.

Angesichts dieser Tatsache induziert die Prominenz der „Verliererinnen-These“ wohl vor allem eine Verlusterfahrung und ist damit einem Konflikt gene-

reller Art zuzurechnen, der weit über die aktuelle Situation und wohl auch über Ostdeutschland hinausweist – nämlich dem Grundkonflikt zwischen Berufsarbeit und Familie, mit dem sich gegenwärtig jede moderne Industriegesellschaft in der einen oder anderen Form konfrontiert sieht. Wie dieser Konflikt befriedet wird, und welche Rollen dabei jeweils Frauen zugewiesen werden, ist höchst unterschiedlich, ebenso wie der Erfahrungshintergrund ost- und westdeutscher Frauen und ihrer Familien. Westdeutsche Frauen und ihre Familien reflektieren das Grunddilemma als Entscheidungssituation zwischen der beruflichen Karriere beider Partner oder einem Leben mit Kindern. Für ostdeutsche Frauen und ihre Familien war und ist dies nicht im gleichen Maße eine Entscheidungssituation, sondern sie favorisieren nach wie vor die gleichzeitige Realisierung beider Bereiche. In dieser Konstruktion darf die Berufsarbeit – vor allem die Berufsarbeit von Frauen – zwar nicht einseitig zu Lasten der Familie gehen, aber doch Zugeständnisse von den anderen Familienmitgliedern fordern, d. h. Familienpflichten dürfen die Erwerbsteilhabe eines Partners nicht prinzipiell in Frage stellen. Die Vorstellungenen und Orientierungen zur Verknüpfung von Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung unterscheiden sich dann auch systematisch in Ost- und Westdeutschland, und es ist wohl nicht übertrieben, in dieser Frage von zwei Teilkulturen zu sprechen. Auch dies möchte ich ganz kurz an zwei Punkten illustrieren.

Zum einen, an der in Übersicht 4 dargestellten Dauer der Erwerbsunterbrechung nach der Geburt eines Kindes, die bei ost- und westdeutschen Männern wie Frauen auf sehr unterschiedliche Wünsche trifft. Ostdeutsche favorisieren deutlich kürzere Erwerbsunterbrechungen nach der Geburt eines Kindes als Westdeutsche. Eine lange Berufspause oder gar die Aufgabe des Berufs ziehen nur wenige in Betracht.

Zum anderen möchte ich auf die Übersicht 5 verweisen. Korrespondierend dazu wird die außerhäusliche Kinderbetreuung von ostdeutschen Frauen und Männern wesentlich stärker akzeptiert als in Westdeutschland.

Offensichtlich stützt sich diese Persistenz in der Unterschiedlichkeit ost- wie westdeutscher „Gewohnheiten“ dabei durchaus auf einen jeweils innerfamilialen Konsens – Frauen und Männer sind sich in diesen Fragen in den beiden Teilen Deutschlands ziemlich einig. Es gibt also wenige Anzeichen dafür, daß Frauen und ihre Familien in den neuen Bundesländern in absehbarer Zeit ihre Präferenzen und Zielvorstellungen denen westdeutscher Familien merklich annähern. Daran haben die Risiken, die das Erwerbssystem für Frauen bereithält, bislang nichts geändert. Auch die Anreiz- und Entlastungsstrukturen des bundesdeutschen Wohlfahrtsregimes wirken durchaus widersprüchlich, und die Entscheidungen für die zur Verfügung stehenden Optionen fallen in Ost- und Westdeutschland different aus. Familienbedingte Reduzierungen der Erwerbsteilhabe werden zwar steuerlich und sozialpolitisch flankiert, die Leistungen der Sicherungssysteme gleichen jedoch in keinem Fall die Belohnungen aus, die aus einer Erwerbsteilhabe zu realisieren sind. Längere Erwerbsunterbrechungen beinhalten vor allem für die Familien Attraktivität, in deren Lebens-

vorstellungen die häusliche Kinderbetreuung ohnehin einen deutlichen Vorrang hat. Diese Familien finden sich eher selten in Ostdeutschland.

Gleichwohl ist die Vereinbarkeit von Beruf und Familie nun auch in Ostdeutschland schwieriger geworden. Die Veränderungen beim Mutterschutz und in der Kinderbetreuung haben aber den grundsätzlichen Vereinbarkeitsanspruch nicht obsolet werden lassen, denn zum einen ist die Orientierungsleistung dieser Regelungen eher indirekt und für verschiedene Interpretationen offen. Zum anderen ist das Betreuungsnetz der Kindereinrichtungen zwar ausgedünnt, zeitlich restriktiver und teurer geworden, aber immer noch wesentlich besser als in den alten Bundesländern.

Ob und inwieweit allerdings der Vereinbarkeitsanspruch den veränderten Verhältnissen tatsächlich standhält, werden erst die nächsten Jahre zeigen. Der drastische Geburtenrückgang in den ersten Transformationsjahren beginnt sich erst langsam wieder auf niedrigerem Niveau zu stabilisieren. Wir werden also in den nächsten Jahren sehen, wie es ostdeutschen Frauen nach der Familienpause gelingt, Berufsarbeit und Kinderbetreuung zu kombinieren, ob sie ähnliche Erfahrungen machen wie westdeutsche Frauen oder – das wäre meine Vermutung – doch spezifische Bewältigungsformen des Vereinbarkeitsproblems entwickeln.

Auf jeden Fall ist es sehr zweifelhaft, daß sich die Lebensentwürfe und die Lebensrealität ostdeutscher Frauen in dieser Frage sehr rasch den aus Westdeutschland bekannten Mustern angleichen.

In diesem Sinne möchte ich meinen Beitrag mit einem Zitat abschließen, das die unterschiedliche Wahrnehmung junger Frauen in Ost- und Westdeutschland zum Verhältnis von Beruf und Familie sehr prononciert auf den Punkt bringt. Während Carol Hagemann-White 1982 für die alten Bundesländer formuliert hat:

„Mädchen können auch nicht annehmen, daß der Beruf ihnen eine geglückte Ehe vermittelt, völlig abwegig wäre die Hoffnung, durch Berufserfolg zur guten Mutter zu werden“, sagt eine junge ostdeutsche Frau:

„Wenn ich eine Familie habe, ist es wichtig, einen guten Beruf zu haben und glücklich zu sein im Beruf, sonst wird das mit der Familie auch nichts.“

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Gesprächsleiterin Abg. Christine Kurzhals (SPD): Ich danke Ihnen, Frau Schenk. Ich möchte jetzt noch einen kurzen Hinweis geben, ehe ich Frau Beyer das Wort überlasse. Im Anschluß an den Vortrag von Frau Beyer werden in der zweiten Gruppe „Folgen des Wandels von Arbeitsmarkt und Sozialordnung für Jugendliche“ gleich die Kurzvorträge von Herrn Harald Brettschneider, Stadtmission Dresden, und Dr. Kai Schnabel, Max Planck-Institut für Bildungsforschung Berlin, folgen. Frau Beyer, ich gebe Ihnen jetzt das Wort.

Heidemarie Beyer, MdL: Ich komme aus Güstrow, aus Mecklenburg-Vorpommern, bin Jahrgang 1949, in Thüringen geboren und habe in jeden der neuen Bundesländer länger als drei Jahre gelebt. Ich habe mich den Anforderungen des Lebens gestellt. Nach der 10. Klasse habe ich ein diakonisches Jahr in den Neinstedter Anstalten gemacht. Danach bin ich hier in Radebeul bei Dresden als Gemeindehelferin ausgebildet worden, und ich freue mich natürlich deshalb besonders, daß die Enquete-Kommission gerade heute hier in Dresden tagt. Nach meinem Examen war ich in der evangelischen Kirchengemeinde in Wittenberg/Pisteritz in der Kinder-, Jugend-, Familien-, Frauen- und Gemeindearbeit tätig. Später habe ich die Berufstätigkeit für die Erziehung meiner vier Kinder unterbrochen. Danach habe ich in Wichernheim bei Frankfurt an der Oder ein Förderbereich für bildungsunfähige Kinder, die bis dahin noch keinerlei Förderung erfahren hatten, aufgebaut. Desweiteren habe ich behinderte Paare, die in einer Partnerschaft zusammenleben wollten, begleitet. Bereits Anfang der 80er Jahre habe ich „betreutes Wohnen für Behinderte“ am Rande unserer Einrichtung ermöglicht und dieses begleitet. Danach bin ich nach Güstrow gezogen. Dort habe ich in der Behindertenwerkstatt gearbeitet, und habe Familien mit Behinderten betreut und begleitet – ehrenamtlich, das gab es auch schon in der DDR. Meine Erfahrungen aus meiner persönlichen, privaten und beruflichen Tätigkeit waren für mich Motivation, die Wende aktiv herbeizuführen. Ich habe die SPD in Güstrow mitgegründet. Für mich waren diese Erfahrungen auch ein Grund dafür, aktiv in die Politik einzusteigen.

Ich bin seit 1990 im Landtag von Mecklenburg-Vorpommern in der SPD-Fraktion. Um die Folgen des Wandels von Arbeitsmarkt und Sozialordnung für Frauen deutlich zu machen, möchte ich ganz kurz noch einmal auf das Leben in der DDR eingehen. Nur auf diese Weise werden die Folgen des Umbruchs deutlicher.

„Mann und Frau sind gleichberechtigt und haben die gleiche Rechtsstellung in allen Bereichen des gesellschaftlichen, staatlichen und persönlichen Lebens. Die Förderung der Frau, besonders in der beruflichen Qualifizierung, ist eine gesellschaftliche und staatliche Aufgabe“ – dieser Anspruch war in der Verfassung der DDR garantiert“ (Art. 20, Abs. 2). Davon ausgehend war es für Frauen in der DDR eine Selbstverständlichkeit, einen Beruf zu erlernen und berufstätig zu sein, eine Selbstverständlichkeit, Familie und Beruf miteinander zu vereinbaren, eine Selbstverständlichkeit, über ein breites Netz von Ganztagsbetreuung zu verfügen und eine Selbstverständlichkeit, eine eigene Alterssicherung zu haben.

Alle diese sozialpolitischen Erleichterungen in der DDR haben für Frauen Möglichkeiten der Selbstbestimmung eröffnet, aber sie haben das Geschlechterverhältnis als Machtverhältnis nicht verändert. Frauen durften auch Männerarbeit verrichten. Männer mußten sich aber nicht ändern. „Vater Staat“ gab den Frauen das, was er für sie als richtig und gut empfand, und Frauen sollten dafür dankbar sein.

Der hohe Anteil von 91,3 % erwerbstätiger Frauen Ende der 80er Jahre folgte dem „gesellschaftlichen Erfordernis“ und der frauenpolitischen Umsetzung des Gleichberechtigungsanspruchs. Er war darüber hinaus Ergebnis wachsender materieller Bedürfnisse, die ökonomische Zwänge setzten. Vor dem Hintergrund einer inflationären Preisentwicklung – trotz wachsender Einkommen – brauchte ein normaler Familienhaushalt ein Doppeleinkommen. Er war schließlich auch das Ergebnis eines allmählichen Interessen-, Wert- und Einstellungswandels der Geschlechter im Hinblick auf den Gleichberechtigungsanspruch von Frauen, der übereinstimmende und gemeinsame Lebensentwürfe prägte.

Trotzdem war in der DDR die juristische, keinesfalls die faktische Gleichstellung realisiert. Obwohl das Ziel der Gleichberechtigung nicht erreicht wurde, stellten Frauen zunehmend selbstbewußt ihren Anspruch auf ein eigenes Berufsleben, auf ökonomische und soziale Unabhängigkeit und auf eine eigene soziale Position. Ein wichtiger historischer Zugewinn, den Frauen freiwillig nicht mehr aufzugeben bereit sind.

Das Engagement von Frauen in der Wende war keinesfalls von dem Willen getragen, diese „Errungenschaften der DDR“ abzuschaffen. Viele hatten die Vision von gerechteren, demokratischen, freiheitlichen Lebensverhältnissen ohne Gängelei und Bevormundung. Die Verbesserung der Kindereinrichtungen, nicht deren Abschaffung, nicht Teilzeitarbeit und Entlassung, Arbeit entsprechend der Qualifikation, nicht nach dem Parteibuch, eine Schulbildung mit Bezug zum Leben ohne ideologische Beeinflussung, das waren ihre Ziele.

Mitbestimmung sowie die notwendige Verbesserung der materiellen Situation, der Lebens- und Arbeitsbedingungen, aber ebenso die Wahrnehmung eigener kultureller Freiräume bestimmten das Handeln von Frauen. Statt dessen brachte der gesellschaftliche Umbruch die Entwertung der eigenen Erfahrungen, des eigenen Lebens, der gewohnten Berufsbiographie ihres Wissens und Könnens.

Eine Frau mit Fachschulabschluß, Jahrgang 1955, zwei Kinder, macht folgende Aussage:

„Die ganze Einstellung zum Leben ist anders geworden. Die Sicherheit, die man in der früheren DDR hatte, ist weg. Man hat eben Angst um seinen Arbeitsplatz, man hat Angst um seine Wohnung. Man hat mehr Angst, daß es mit den Kindern nicht so gerade geht, wie man sich das wünscht. Früher war eben der Weg vorgezeichnet. Wenn man geheiratet hat, irgendwann hat man mal eine Wohnung bekommen, die Berufsausbildung, die Qualifizierung, man bekam sie eben, wenn man sich darum bemühte und nicht negativ auf der Arbeit auffiel.“

Mit dieser selbstverständlichen DDR-Sicherheit war es nach der Wende vorbei. Vieles, was als normal galt, verschwand. Zum Teil von einem Tag zum anderen. Individuell und gesellschaftlich wurden bisherige Orientierungen außer Kraft gesetzt und mußten neue gefunden werden. Wie aus dem eben zi-

tierten Text hervorgeht, wurden diese neuen Verhältnisse als Bedrohung, die Angst machen, erfahren. Westlicher Individualisierungszwang und die bisher gewohnte Solidarität und soziale Anerkennung in den Arbeitskollektiven erschienen als unvereinbar. Ebenso die Erfahrung einer selbstverständlichen Berufsbiographie und wachsender Arbeitslosigkeit.

Frauen sind häufiger von dem Wechsel in der beruflichen Tätigkeit bzw. von einem Ausschluß aus dieser betroffen als Männer. Dies ergibt sich vor allem daraus, daß die Wiedereingliederungschancen von Frauen nach dem Verlust ihres Arbeitsplatzes bedeutend geringer sind als die der Männer.

In den Medien, in politischen Gesprächen und Verlautbarungen treffen wir auf eine Rollenzuweisung für Frauen, die deutliche Unterschiede zwischen dem Selbstbild, das Frauen von sich haben, und dem Fremdbild dieser Personen oder Institutionen über Frauen zeigen.

Immer noch sind viele Entscheidungen durch das tradierte Rollenverständnis der Frauen als Mutter und Versorgerin der Familie gekennzeichnet. Es wird außer Acht gelassen, daß Frauen ebenso wie Männer ihre Fähigkeiten durch beruflich qualifizierte, wirtschaftlich unabhängig machende Tätigkeit und Karriere entwickeln wollen.

Wie z. B. die 36jährige Finanzökonomin und Mutter von 3 Kindern, die sich bereits über 300 Mal beworben hat, auch auf Stellen weit unter ihrer Qualifikation, die auf jeder Bewerberliste an erster Stelle steht und entweder zur Antwort bekommt: „Bei Ihrer Qualifikation kann sie die Arbeit doch nicht befriedigen“, oder aber: „Mit drei Kindern können Sie doch nicht arbeiten“, und keiner gibt ihr auch nur die geringste Chance, es zu beweisen.

Oder die Bauingenieurin, die Arbeit im Materiallager eines Baumarktes fand, nicht aber in ihrem Beruf, weil die Betriebsleitungen, die zu 80 % aus den alten Bundesländern kommen, sich nicht vorstellen können, daß eine Frau eine Baustelle beaufsichtigen und männliche Kollegen anleiten kann.

Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie als Lebensalltag, von Frauen vor der Wende gewünscht und als Lebenswunsch der Mehrheit der Frauen auch gegenwärtig, ist schwieriger zu realisieren als je zuvor.

Die Integration von Frauen in das Erwerbsleben ist durch den harten Verdrängungswettbewerb auf dem Arbeitsmarkt erschwert, insbesondere durch auf traditionellem Frauenbild beruhende Einstellungspraktiken und ungünstige zeitliche Bedingungen für die Berufstätigkeit. Besondere Schwierigkeiten für die Teilhabe am Erwerbsleben haben Frauen in ländlichen Regionen. Die oftmals fehlende Mobilität infolge der Einschränkungen im ÖPNV, die hohen Fahrtkosten und die Nutzung des familieneigenen Fahrzeugs durch den Ehe- bzw. Lebenspartner, lassen Frauen nur sehr beschränkte Möglichkeiten, berufstätig zu bleiben bzw. eine neue Arbeit zu finden.

Die Bedingungen für die außerhäusliche Unterbringung und Betreuung der Kinder haben sich verschlechtert durch:

– das Schließen von wohnungsnahen Kindergärten,
– den fehlenden Rechtsanspruch auf Betreuung von Kleinst- und Hortkindern,
– die hohe finanzielle Belastung durch Betreuungskosten,
– die unzureichende Abstimmung der Arbeitszeiten mit den Öffnungszeiten dieser Einrichtungen.

Diese Situation hat besonders für Alleinerziehende spürbare Auswirkungen. Sie gehören nicht nur zu den finanziell am schlechtesten gestellten Bevölkerungsgruppen, sondern sind darüber hinaus durch ihre alleinige Verantwortung für Kindererziehung und Existenzsicherung besonders stark belastet.

Betrachtet man die Situation Alleinerziehender – immerhin 26,3 % aller Familienhaushalte mit Kindern in Mecklenburg-Vorpommern –, ist festzuhalten, daß Alleinerziehende fast ausschließlich über weniger als 2.500 DM Nettoeinkommen verfügen, während das Familieneinkommen bei Ehepaaren mit Kindern in 90 % der Fälle höher liegt. Während bei Alleinerziehendenden mit einem Kind 72,5 % den Gang zum Sozialamt antreten müssen, sind es bei Familien mit 3 und mehr Kindern 51,7 %. Dies macht deutlich, daß mit wachsender Kinderzahl auch für „normale“ Familien die sozialen Risiken wachsen.

Besonders betroffen durch die wirtschaftlich schwierige Situation und den Verdrängungswettbewerb auf dem Arbeitsmarkt sind darüber hinaus junge Frauen nach der Ausbildung, unabhängig vom jeweiligen Berufsabschluß und Frauen über 45 Jahre, die, häufig inzwischen allein lebend, sich dem veränderten Alltag stellen müssen.

Der Anteil von Frauen an allen Erwerbslosen liegt bei konstant 60 %. Drei von vier Langzeitarbeitslosen sind Frauen. Es zeichnet sich eine Zweiteilung des Arbeitsmarktes ab. Männer stabilisieren sich auf dem 1. Arbeitsmarkt, für Frauen bleibt nur der ungesicherte 2. Arbeitsmarkt, und von Kürzungen in diesem Bereich sind natürlich Frauen dann auch wieder besonders betroffen.

Besonders dramatisch stellt sich die Situation des ländlichen Bereichs dar, wie in einer Problemstudie des Vereins „Das Dorf“ e.V. in Zarnewanz sehr anschaulich dargestellt. Ich zitiere: „Seit seinem Bestehen ist der Verein „Das Dorf“ e.V. mit dem Problem arbeitsloser Frauen beschäftigt und bietet ihnen von Zeit zu Zeit die Chance, als nun schon Langzeitarbeitslose, auf das ABM-Karussell aufzuspringen. Unter den langzeitarbeitslosen Frauen in ABM-Projekten befinden sich nicht nur ältere Arbeitnehmerinnen, sondern auch jüngere mit geringen schulischen und beruflichen Qualifikationen, oder andere mit Vermittlungshemmnissen, denen ein beruflicher Neueinstieg nur mit großen Hilfen gelingen wird. Andere bedürfen der sozialen Betreuung, weil sie suchtgefährdet oder verschuldet sind. Ebenso sieht es bei der männlichen Bevölkerung aus. Alkoholgenuß während der Arbeitszeit ist die häufigste Ursache für Abmahnungen und vorzeitige Entlassungen und ist so für manche zur Ursache ins Abgleiten in die Sozialhilfe geworden.“

Aufgrund unserer Erfahrungen und Beobachtungen durch die Tätigkeit der Sozialarbeiter kann eingeschätzt werden, daß zur Zeit jeder 5. Arbeitnehmer in ABM-Projekten suchtgefährdet und jeder 10. unterschiedlich hoch verschuldet ist. Besitzstandsverluste, mangelnde Kommunikationsmöglichkeiten, fehlende Betätigungen und Angebote im sozio-kulturellen Bereich, eingeschränkte Mobilität und die Isoliertheit im Rahmen der dörflichen Siedlungsstrukturen werden in absehbarer Zeit ohne Abfederung arbeitsmarktpolitischer Instrumentarien zu einem „modernen Pauperismus“ führen, und bisherige Sozialisationsmuster und -strukturen im ländlichen/dörflichen Mikromilieu zum Nachteil Betroffener und der Dorfgemeinschaft insgesamt verändern.

Sie alle, die seit der Wende zeitweilig durch ABM-Projekte eine Betätigungsmöglichkeit fanden, gehören zu der großen Schar der Frauen, denen von Sachverständigen im Fünften Familienbericht

– Betroffenheit durch zu rücksichtslose „Landnahme“ des Westens,

– Enttäuschung über die Leistungsfähigkeit der sozialen Marktwirtschaft und

– ein durch die Wende ausgelöster „Einheitsschock“

bestätigt wird, und denen gleichzeitig, entsprechend der Stellungnahme der Bundesregierung zum Fünften Familienbericht klargemacht werden soll, daß die Frauen in den neuen Bundesländern, trotz der relativ ungünstigen Lage am Arbeitsmarkt, nicht als die „Verliererinnen der Vereinigung“ anzusehen sind.

Die Studie stellt die Situation dar, wie sie überall im ländlichen Bereich bei uns wiederzufinden ist. Im Ergebnis dieser Studie ist festzustellen, daß in der Region von den 1.882 Männern und Frauen im erwerbsfähigen Alter nur 966, also gut die Hälfte, eine Stelle auf dem ersten Arbeitsmarkt gefunden haben, davon 31 % Frauen. ABM, Umschulung und Fortbildung sind für viele Frauen auf dem Lande die zur Zeit einzige Hoffnung, Zeiten unverschuldeter Arbeitslosigkeit zu überbrücken, und den sozialen Abstieg zu lindern. Die insbesondere für Frauen erschwerten Bedingungen, Beruf und Familie miteinander zu vereinbaren, die soziale Unsicherheit und veränderte Wertvorstellungen trugen dazu bei, daß ein dramatischer Geburtenrückgang in Mecklenburg-Vorpommern zu verzeichnen ist. Während 1989 noch 26.403 Kinder geboren wurden, waren es 1994 nur noch 8.934. Frauen verzichten also nicht auf ihren Anspruch, erwerbstätig zu sein, wohl aber stellen sie ihren Kinderwunsch zurück oder realisieren diesen überhaupt nicht. Das leichte Ansteigen der Geburten in Mecklenburg-Vorpommern ist kaum als Umkehr des Trends zu werten. Es gibt jedoch einen Hinweis darauf, daß Frauen zunehmend mit den Unsicherheiten der gegenwärtigen Zeit umzugehen gelernt haben.

Meine Damen und Herren, betrachtet man die Situation von Frauen heute im Vergleich zu früher, muß man folgendes feststellen:

In der DDR war eine eigenständige Existenzsicherung ebenso eine Selbstverständlichkeit wie die Vereinbarung von Berufstätigkeit und Familie. Heute

werden Frauen durch den harten Wettbewerb auf dem Arbeitsmarkt verdrängt und an Heim und Herd verwiesen.

In der DDR hatten viele Frauen den Wunsch nach Teilzeitarbeit. Heute können sie sich das durch Unsicherheiten im Berufsleben und durch gestiegene Lebenshaltungskosten nicht mehr leisten.

In der DDR war die Anzahl der Kinder kein finanzielles Problem, weder für Alleinerziehende, noch für kinderreiche Familien – heute sind Alleinerziehende und Kinderreichtum der wesentliche Grund für Verarmung – ein Armutszeugnis für ein reiches Land, wie die Bundesrepublik Deutschland.

In der DDR waren für alle Lebensbereiche wie Kindererziehung, Schule, Ausbildung, Arbeit, Behinderung, Sozialfürsorge, Krankheit und Alter Spezialisten zuständig, weil nichts die Arbeitskraft der Berufstätigen einschränken sollte – heute müssen sich die Menschen um alles selbst kümmern. Viele fühlen sich damit überfordert, weil die Fähigkeiten dazu nie entwickelt wurden bzw. verkümmert sind.

In der DDR haben viele Menschen unter der Bevormundung und Gängelei sowie der geistigen und räumlichen Enge gelitten – heute fühlen sie sich durch Wirtschaft, Politik sowie neue Chefs bevormundet, in ihren Rechten eingeschränkt und durch ihre wirtschaftliche Situation eingeengt und ausgegrenzt.

Wir haben nun die Freiheit, unseren Weg zu gehen. Vor uns das Bild von den „blühenden Landschaften“, und wir machen die Erfahrung, daß es ein weiter Weg dorthin ist. Ein Weg voller Gefahren und Hindernisse, mit Stolpersteinen, Abgründen.

Ich habe schon in der DDR für mich in Anspruch genommen, meinen Weg zu gehen, und ich bin meinen Weg gegangen. Ich habe meine Erfahrungen gemacht, als Mutter von 4 Kindern, in einer vollständigen Familie, als Alleinerziehende und in einer neuen Ehe mit einem Mann, der ebenfalls 4 eigene Kinder hat. Ich habe als Vollzeit- und Teilzeitbeschäftigte Erfahrungen gemacht. Ich habe meine Arbeit zeitweise aufgegeben für die Erziehung meiner Kinder, zur Begleitung meines Mannes während seiner Krankheit und seinem Sterben, und ich bin oft für verrückt erklärt worden, aber ich bin meinen Weg gegangen, auch wenn es der schwierigere Weg war und habe auch Benachteiligungen und Einschränkungen dafür in Kauf genommen. Das beglückende Gefühl, meinen Weg aus eigener Kraft bewältigt zu haben, die vielfältigen Erfahrungen und Begegnungen auf diesem Weg, haben mich für alles entschädigt. Es macht mir viel Freude, zu erleben, wie unsere Familie mit dieser Erfahrung auch heute ohne große Probleme ihren Weg geht. Meine Tochter hat nach dem Tod ihres Vaters einmal zu mir gesagt: „Als Vati krank war und gestorben ist, da haben wir das Schwimmen gelernt.“ Ja, das stimmt.

Bezogen auf die Menschen im Osten, Frauen wie Männer, kann man sagen, manche haben das Schwimmen gelernt und kommen an Land, andere irren umher, wieder andere finden keinen Halt am Ufer oder werden sogar wieder

ins Wasser gestoßen, weitere lassen sich treiben und träumen vergangenen Zeiten nach, und einigen geht die Luft aus, und sie bleiben auf der Strecke.

Willy Brandt hat einmal gesagt: „Was aus einem Menschen wird, ist nicht nur eine Frage seiner Fähigkeiten, es ist auch eine Frage seiner Chancen." Die Menschen im Osten brauchen noch viele zur Hilfe ausgestreckte Hände, damit sie wieder Boden unter die Füße bekommen. Geben Sie Ihnen eine Chance, und schenken Sie dabei den Frauen besondere Aufmerksamkeit. Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Gesprächsleiterin Abg. Christine Kurzhals (SPD): Ich danke Ihnen, Frau Beyer. Ich möchte um Nachsicht bitten, Herr Vorsitzender, wir haben etwas die Zeit überzogen, aber diese drei wirklich sehr unterschiedlichen und sehr gegensätzlich angelegten Referate waren so interessant, und sie zeigen das ganze Spektrum auf, daß es wert war, die Zeit etwas zu überziehen.

Jetzt möchte ich unsere Frauenrunde erweitern. Ich begrüße hier, gleich im Anschluß zum Thema Jugend, Herrn Harald Bretschneider von der Stadtmission Dresden und Herrn Dr. Kai Schnabel, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin. Ich möchte Sie bitten, gleich mit ihren Vorträgen zu beginnen.

Harald Bretschneider: Zu meiner Biographie: Ich war zwischen 1979 und 1991 Landesjugendpfarrer für das Land Sachsen und bin seitdem Leiter des Diakonischen Werkes der Stadtmission in Dresden mit einer großen Abteilung Jugendarbeit.

Ich denke, es ist gut, wenn wir Geschichte durch Lebensgeschichten betrachten. Hierin liegt mein Anliegen. Die Lebensgeschichten, die ich im folgenden vortragen werde, sind bunt, widersprüchlich und nicht uninteressant.

Da ist erstens Michaela. Michaela war Teilfacharbeiterin in einem „Kollektiv" der Zündholzfabrik, manchen von uns ist diese Fabrik in Riesa noch bekannt. Ihr Abschluß wurde nach der Wende nicht anerkannt, der Betrieb wurde geschlossen. Daraufhin war Michaela lange Zeit arbeitslos. Über 40 Bewerbungen führten zu keinem Ergebnis. Jetzt hat sie in dem „Sprungbrett e.V." in Riesa einen Platz in einem Beschäftigungsprojekt gefunden. Sie bereitet sich auf den Abschluß als Beiköchin vor. Sie bekundet: „Früher war die soziale Absicherung größer, jetzt kann ich mich persönlich besser entwickeln." Sie ist tatsächlich eine andere Persönlichkeit geworden.

Als nächsten Kandidaten möchte ich Frank vorstellen. Frank war schon während der Oberschulzeit ein Computerfreak – auch das hat es in der DDR gegeben. Um seines Hobbys Willen hat er alles mitgemacht, was man sich denken konnte, auch dann, wenn es ihn persönlich angestunken hat. Nach dem Abitur im Wendejahr ist er sofort nach Amerika gegangen. Dort hat er in der Computerbranche Arbeit gefunden. Es ist ihm gelungen, ein Programm zur Zuschnittsoptimierung zu entwickeln, das international gefragt ist. Nach